



GEDENKWORTE

MAGDALENA ABAKANOWICZ

20. JUNI 1930 – 20. APRIL 2017



M. Stankiewicz

Gedenkworte für
MAGDALENA ABAKANOWICZ

von
Peter Busmann

Verehrer Herr Bundespräsident, Exzellenzen,
meine Damen und Herren,

am 20. April dieses Jahres starb Magdalena Abakanowicz. Sie wurde
86 Jahre alt.

Bevor ich meine Gedanken zum Tod der großen polnischen Künstle-
rin vortrage, lasse ich einen ihrer Warschauer Studenten – Mirosław
Balka – zu Wort kommen. Er schreibt:

»Im Studium, in den 80er Jahren, hat sie mich unglaublich inspiriert.
Ihre riesigen, kopflosen und hohlen Menschenfiguren faszinierten
mich. Andere Arbeiten, wie ihre Textilskulpturen, die sie von der
Decke herabhängen ließ, nahmen zum Beispiel ›Hängende Gärten‹,
wie sie die Architekten Herzog & de Meuron in Madrid anbringen
ließen, vorweg.«

Und er schreibt weiter: »Ihre starke Persönlichkeit sprengte mit ih-
rer Imagination jede räumliche Dimension.«

Als die 1930 120 Kilometer östlich von Warschau geborene Magdalena Abakanowicz im Jahr 2000 in den Orden aufgenommen wurde, war ihr bis dahin geschaffenes, vielfach bewundertes und ausgezeichnetes immenses Lebenswerk bereits weltweit präsent.

Getrieben von einer schier unerschöpflichen Energie hat sie seitdem unermüdlich weitergearbeitet, ähnlich wie Picasso immer mit der gleichen Thematik, aber einer nahezu unendlichen Fülle von Variationen. Niemals hat sie sich wiederholt.

Diese Thematik ist das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft, die Veränderungsprozesse zwischen Werden und Vergehen, und durchgängig das Gestalten mit den eigenen Händen, das Berühren des Materials, das Taktile, Intuitive und Magische. Das Verhältnis des Menschen zur Natur.

Niemals hat sie Abbilder von Menschen geschaffen, aber immer das Wesen eines seiner eigenen Zerstörungskraft ausgelieferten leidenden Menschen gezeigt. Erschüttert steht man vor ihren oft kopf- und armlosen Gestalten. Selten stehen, liegen oder hängen diese allein.

Oft hat der Betrachter das Gefühl, an einer Prozession teilzunehmen, so im Kantpark in Duisburg oder in Posen. Gebannt steht der Besucher vor ihren Installationen, vor einiger Zeit im Museum Ludwig und in der Kunststation St. Peter in Köln.

In ihrem langen Künstlerleben beschäftigte sie das Phänomen der menschlichen Destruktivität, in ihren Augen das schlimmste Ergebnis des Sündenfalls.

»War der Sündenfall ein Fehler der doch sonst unfehlbaren Logik der Natur oder der Willensakt einer unbekanntenen Macht?« fragte sich die Künstlerin.

Und zu ihrer Arbeitsweise äußerte sie einmal: »Ich will Techniken nutzen, die noch keiner kennt, und ich will Formen schaffen, die es noch nicht gab.«

Wie auch der polnische Dichter Szczypiorski, der 1994 in den Orden gewählt wurde und im Jahr 2000 kurz vor ihrer Aufnahme gestorben ist, war auch Magdalena Abakanowicz Repressalien ausgesetzt, wie sie in Polen unter dem Naziterror und der Nachkriegszeit alle selbständig denkenden und handelnden Menschen, vor allem die Künstler, erdulden mußten. Dabei ist es in besonderer Weise Künstlern wie diesen beiden zu verdanken, daß Polen auch in dunklen Zeiten Anschluß an das Kontinuum der europäischen Kunst nicht verloren hat.

Magdalena Abakanowicz entstammt einer angesehenen Familie, deren Wurzeln bis ins Mittelalter verfolgt werden können. Die Silbe KAN in ihrem Namen läßt vermuten, daß einer ihrer Vorfahren im Osten Khan, das heißt König, gewesen ist.

Auch sie selbst war eine wahrhaft königliche Erscheinung, mit scharf beobachtenden Augen. Als junger Mensch schwankend zwischen Architektur und bildender Kunst, gab ihr Freiheitsdrang den Ausschlag, und sie studierte zunächst an der Kunstschule Gdynia. Tagsüber arbeitete sie hart, um Geld zu verdienen, nachts ging sie in die leeren Ateliers, übte sich in ihrer Kunst.

Und sie hatte Glück: Gefördert von der Künstlervereinigung, der sie inzwischen angehörte, konnte sie 1957 nach Italien reisen. In diese Zeit fällt auch ihre Entscheidung, die Vergangenheit auch künstlerisch hinter sich zu lassen. Klug entdeckte sie eine Nische, die nicht im Blick der kommunistischen Machthaber lag: die Textilkunst.

Indem sie an die Tradition der großen polnischen Tapisserien im wahrsten Sinne des Wortes anknüpfte, verwandelte sie diese im Sinne einer Arte Povera, arbeitete mit natürlichen Materialien, wie

Hanf, Sisalstricken, Roßhaar, Baumrinden. Die Kunstwerke, die so entstanden, wurden bald unter dem Namen Abakans berühmt.

Ihr Renommee war inzwischen so groß, daß man sie 1975 anstandslos nach São Paulo reisen ließ, um die Goldene Palme auf der Biennale entgegenzunehmen.

Daß man anfang, sie nachzuahmen, mißfiel ihr sehr. Sie ging von der Zweidimensionalität in die Dreidimensionalität, entwickelte ihre skulpturalen Imaginationen mit anderen Materialien, jedoch immer in deutlicher Beziehung zu den Erfahrungen mit stoffgeformten Körpern, mit harten und zerfurchten Oberflächen, ganz anders, als es der große rumänische Brancusi gemacht hat, mit dem sie – nach meinem Gefühl – eine geistige Verwandtschaft verbindet. Man denke nur an die vielen Skulpturen innewohnende Form des Eis, Urform allen Lebens.

Magdalena Abakanowicz hat in ihrem harten Arbeitsleben als Künstlerin zahlreiche Auszeichnungen, auch mehrere Ehrendoktorwürden, erhalten. Auf vielen Abbildungen sieht man sie maßstabgebend in stolzer Haltung inmitten ihrer großen Skulpturengruppen stehen. Das »Kritische Lexikon der Gegenwartskunst« schreibt über sie:

»Die Autonomie des Kunstwerks, eines der zentralen Anliegen in der Moderne, wird bei ihr gewahrt und gesteigert, die Würde, die ihre Torsi in der leidvoll gebeugten Haltung ausstrahlen, überträgt sich auf das Material. Seine Grobheit und Primitivität sind Symbol für eine magische, mit ursprünglichen Kräften versehene Welt.«

Ich ergänze mit meinen Worten:

Auch über ihren Tod hinaus wird diese Kraft bei den Nachgeborenen spürbar bleiben.

Zum Schluß möchte ich die Künstlerin selbst mit ihren eigenen, zu Beginn des digitalen Zeitalters wunderbar tröstlichen Worten zitieren:

»Mein Verhältnis zu dem Material, mit dem ich arbeite, ist unmittelbar. Mit den Händen suche ich es aus, mit den Händen forme ich es, durch meine Hände übertrage ich ihm meine Kraft. Meine Hände lassen den Gedanken zur Form werden, sie übermitteln dabei etwas, das sich meinem Bewußtsein entzieht.«